WURFSENDUNG
Circular 1

Lehr- und Forschungsprogramm Urban Design



Pünktlich zum Bewerbungswahnsinn wollen wir StudienanwärterInnen für das Masterprogramm Urban Design an der HafenCity Universität Hamburg Einblicke in unsere Arbeit geben.
Die erste Ausgabe der ›Wurfsendung‹ versammelt dazu folgende Inhalte: Im Round Table Redesign ›Understanding UD‹ verhandeln die am Studienprogramm beteiligten ProfessorInnen die Möglichkeiten und Fallstricke einer Auseinandersetzung mit dem Gegenstand des Urbanen und die darin eingelagerten Paradessenzen (Paradox + Essenz) (pro-disziplin vs. postdisziplinär, mobil vs. immobil, Forschung vs. Gestaltung, Hörsaal vs. Probebühne etc.). An zentraler Stelle haben wir drei key readings für Sie bereit gestellt: a) Im allerersten (!) Buch ›De architectura‹ hat Vitruv gezeigt, dass wirklich gute Architekten wissen, wie sie mit Wissenschaft und Handwerk umgehen. b) Gottfried Sempers Werk ›Die vier Elemente der Baukunst‹ liefert eine geschichtliche Perspektive über die Entstehung von Zentralitäten. c) Keller Easterling und die Redaktion der dérive Zeitschrift für Stadtforschung waren so freundlich, uns die Abdruckgenehmigung für den Text ›The Action is the Form‹ zu geben. Darin zeigt Easterling, dass es mit dem Knowing How der interventionsorientierten Felder tatsächlich möglich ist, ein Dispositiv über das andere zu legen. Damit können aus der Feststellung, dass wir uns dem Urbanen nicht entziehen können, wieder neue Zukünfte und Wege dorthin gestaltet werden. Auf den letzten Seiten haben wir noch einige Eindrücke aus dem UD Pflichtseminar ›Transformations‹ beigefügt.

Enjoy reading!

WURFSENDUNG 1
Understanding UD 4
Auszug aus dem ›Round Table Redesign‹ zwischen Ingrid Breckner, Christopher Dell, Alexa Färber, Bernd Kniess, Dominique Peck, Benjamin Pohl & Dorothea Wirwall 4
UD ist angetreten um Städtebau zu überkommen. 9
UD versteht die gegebene Situation als für das weitere Vorgehen konstituierend. 13
UD ist pro Disziplin. 14
An der UdN wurden Wissenschaft und Gestaltung neu versammelt. 15
UdN ist der Versuch einen gemeinsamen symbolischen Raum der Aushandlungen zu entwerfen. 20
Keyreadings 23
Vitruv De Architectura [Erstes Buch—Erstes Kapitel] Die Ausbildung des Baumeisters 23
Gottfried Semper: Die vier Elemente der Baukunst 25
Keller Easterling: The Action is the Form 27
Urban Transformations 2 30
Replaying the Unstable. Improvisation als urbane Praxis. 30
Impressum 36

Understanding UD

Auszug aus dem ›Round Table Redesign‹ zwischen Ingrid Breckner, Christopher Dell, Alexa Färber, Bernd Kniess, Dominique Peck, Benjamin Pohl & Dorothea Wirwall

Dominique Peck: 1 Zu Beginn der Arbeit an der Publikation Tom Paints the Fence (Abb. 1) haben wir im Team um die Herausgeber Bernd Kniess und Christopher Dell Episoden aus der Universität der Nachbarschaften (UdN) gesichtet, in denen wir die Möglichkeit der Reflexion auf die Praktiken des Wissenschaft Machens an der UdN gesehen haben. Viele dieser Episoden finden in Dialogen, runden Tischen oder anderen Formaten der Diskussion statt. Die Versammlung mehrerer und vor Allem unterschiedlicher Haltungen ist dabei dem Grundverständnis geschuldet, dass es nicht die eine Realität gibt und keine andere Welt möglich ist. Im Umgang mit dem Bestehenden kann es also nicht um einen simplen Empirismus gehen, vielmehr müssen mögliche Zukünfte gestaltet werden. Jede Haltung stellt sich in der Diskussion dem Problem der eigenen Möglichkeitsbedingungen und den Herausforderungen die darin eingelagerten Engpässe und Fallstricke zu identifizieren und Anderen offen zu legen.
Als eine der insgesamt drei für die Publikation Tom Paints the Fence ausgewählten Episoden ziehen wir das Seminar “Potentialitäten des Urbanen” (Abb. 2) aus dem Sommersemester 2013 heran. Das von Alexa Färber, Bernd Kniess und Kathrin Wildner verantwortete Seminar fand an sechs Abenden mit jeweils einem Input und einer anschließenden Diskussion an der Universität der Nachbarschaften statt. Zeitlich verortet sich das Seminar in dem Semester nach dem Studierendenprojekt Hotel?Wilhelmsburg (Abb. 3). Gäste waren Martin Nachbar, Erol Yildiz, Sabine Bitter & Helmut Weber, Jeanne van Heeswijk und Stephan Lanz. Die einzelnen Termine waren gut besucht; das hatte unterschiedliche Gründe: erstens herrschte Anwesenheitspflicht, aktive Teilnahme war die Grundlage zur Erbringung der Prüfungsleistung, zweitens war 2013 das Ausstellungsjahr der Internationalen Bauaustellung Hamburg und drittens war die UdN mittlerweile von einer Gruppe von zehn bis fünfzehn Menschen bewohnt. Was das Setting des Lehrformats anbetrifft, so bildete ein Roundtable den Abschluss des Seminars. Roundtable ist fast zu viel gesagt, eher war es ein Sesselkreis mit den Lehrenden und Studierenden. In der Diskussion wurden zunächst die einzelnen Haltungen auf Differenzen und Regelmäßigkeiten hin verhandelt und im Anschluss Verbindungen zur Universität der Nachbarschaften hergestellt. Einzelne Aspekte der Diskussion wurden von Studierenden in den Hausarbeiten, die als Teil der Prüfungsleistungen geschrieben werden mussten, aufgegriffen. Darin finden sich Beschreibungen des komplexen Gefüges an Bedingungen unter denen das Labor UdN und die Akteure arbeiten: wie gehen Universität und Nachbarschaften zusammen, wie und warum ist die UdN für Studierende ein Ort kritischer räumlicher Praxis oder mit welchem Begriff von Gestaltung wird an der UdN gearbeitet. Wenn ich einen Tenor finden müsste, dann den, dass die Hausarbeiten für die Studierenden neue Formen von Agencies in Netzwerken als Potentialitäten des Urbanen beschreiben.

Im Roundtable Redesign Understanding UD ersetzen wir nun die Vorträge durch Studierendenarbeiten, die an und im Umfeld der UdN entstanden sind. Im Team um die Herausgeber haben wir die Studierendenarbeiten nach den Aspekten Methods, Tools & Theory (MTT) (Abb. 4) untersucht und Thesen zur Diskussion im Round Table Redesign zur Gliederung des Gesprächs aufgestellt. Dabei werden UD spezifische Aspekte im modus operandi der Urban Design Research and Design Projects und Urban Design Thesis Projects wie etwa das aus dem Dérive übernommene sich anheimgeben an das Feld, oder die Operationialisierung der Methoden in einem Methodenpluralismus angesprochen. – Dorothea, kannst du uns in den Produktionsprozess der MTT Grafik (Abb. 4) und schwerpunktmäßig in die Studierendenarbeiten einführen?



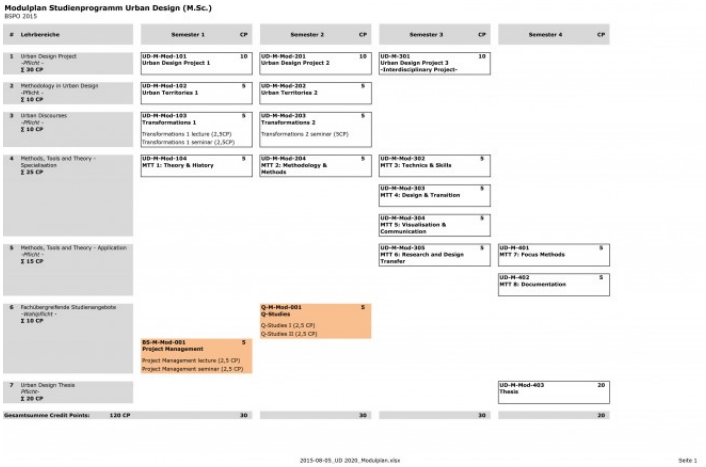
(Abb. 1) Dell, Christopher und Bernd Kniess. 2017. ›Tom Paints the Fence. Re-Negotiating Urban Design.‹ Leipzig: Spector Books



(Abb. 2) Plakat zum Seminar ›Potenzialitäten des Urbanen‹ der Studienprogramme Kultur der Metropole und Urban Design verantwortet von Alexa Färber Bernd Kniess und Kathrin Wildner (2013)



(Abb. 3) Plakat zum Seminar ›International Building Workshops‹ an der Universität der Nachbarschaften (2012)



(Abb. 4) Im Lehrbereich ›Methods, Tools and Theory‹ besteht die Möglichkeit, aus einem breiten Lehrangebot aller Studiengänge der HCU Hamburg zu wählen und damit persönliche Interessensschwerpunkte zu setzen.

Dorothea Wirwall: 2 Die MTT Grafik ist eine Tabelle, die sich in zwei Ebenen aufschlüsselt: Zum einen zeigt sie den Motivzeitpunkt, also wann haben die Studierenden ein Motiv entwickelt und zum anderen den inhaltlichen Modus des Motivs, d.h. war es ein zu Grunde liegendes Interesse, Erfahrungen, Beobachtungen oder eine Kombination davon. Wir haben die in den Arbeiten verwendeten Theorien und Methoden herausgeschrieben: etwa die Grounded Theory, (relativ klassisch für UD Arbeiten) aber auch die ANT, Henri Lefebvres Produktion des Raums, oder andere Ansätze. Die Methode der weiterführenden Literatur ist eine weitere Form, die einige z.B. Ben Pohl und Hans Vollmer intensiv genutzt haben, andere nur vereinzelt. Weitere Quellen, die Verwendung fanden, waren Zeitungen, Statistiken, Forschungsinteressen, wissenschaftliche Berichte ... Ein anderer Aspekt war die Frage des Feldes: was haben die Studierenden dort alles gemacht? Da waren Methoden wie „Get involved“, Interviews, Dérive, offene Gespräche, Interventionen, was ist am Schreibtisch passiert? Man sieht, dass dieser Methodenplu-

ralismus bei manchen Arbeiten extrem ausgereizt wird. So etwa Darstellungen wie CAD, was der Architekt als Technik mitbringt, aber auch das Produzierte: Es gibt Beispiele, das Archivmaterial, wie wurden Infografiken dargestellt, was ist diagrammatisch alles passiert, Verortungen, Grundrisse, Isometrien, alles das, was geholfen hat, Wissen wieder zu vermitteln. Wir haben schließlich drei Arbeiten ausgesucht, um zu schauen, wie die das gemacht haben. Wie sie mit dem Verfahren umgegangen sind. Die Erste Arbeit Alle(s) unter einem Dach ist von Lene Benz (Abb. 5). Sie hat sich mit Familienbetrieben in Wilhelmsburg auseinandergesetzt. Und sie hat von sich aus gesagt: Ich verfahre nach der Grounded Theory und werde als erstes als Basiswissen entlang des Motivs “welche Rolle hat die Familie in ethnischen Kleinökonomien?” eine Grundrecherche machen. Sie hat dabei festgestellt: wenn ich was herausfinden will, dann muss ich nach dem Prinzip des “Get Involved” vorgehen, so hat sie es formuliert. Das heißt, ich gehe von Tür zu Tür und frage „Entschuldigung, sind sie ein Familienunternehmen?“ Und versuche so mich den Leuten anzunähern und mich dem Feld anheim zu geben. Dann im zweiten Schritt hatte sie zwei Insider einbezogen, die sie schon von vorherigen Projekten kannte, wie eben auch von der Masterarbeit von Ben Pohl über Gastronomie in Wilhelmsburg (Abb. 6). Sie hatte also diese zwei Insider, was diese Grafik hier zeigt, die ihr ziemlich viel erzählen konnten. So entstanden sehr persönliche Kontakt zu den Familien, die dazu führten, dass sie in der Lage war, komplette Stammbäume aufzuzeigen. Und zwar mehrere Generationen zurück, aber auch die Betriebsstruktur.
In dem Urban Design Thesis Project über Hausmeisterinnen hat Jenny Ohlenschlager (Abb. 7) mit der Theorie der Raumproduktion von Henri Lefebvre begonnen. Was sie gemacht hat, war zunächst einfach zu fragen: Wie produzieren Hausmeister Räume? Sie arbeitete anhand von Fallstudien einzelne Praktiken heraus und erstellte so ein Gefüge bestehend aus Orten, Akteuren und Arbeitssystemen. Die Daten der Fallstudien generierte sie über Interviews. Die Arbeit führt zu Beschreibungen von veränderten Tätigkeitsprofilen.

Ingrid Breckner: 3 Hat sie auch ein regulatorisches Element drin? Die Tätigkeiten des Hausmeisters sind in hohem Maße reguliert.

Dorothea Wirwall: Ja, zu Beginn der Arbeit beschreibt Jenny das Arbeitsfeld als Handlungskapazitäten. Nach einem neuerlichen Codierungsprozess und der Analyse zeigt sie, wie Hausmeister Räume produzieren. Ich würde sagen, das ist eine sehr strukturierte Arbeit.
Die Arbeit "Nicht Stadt, Nicht Land, Nicht Hafen" von Franziska Meichelböck (Abb. 8) wählt die Perspektive Stadt als Palimpsest. Dadurch geht sie ganz anders vor als die anderen beiden UD-Studierenden. Sie hat Skizzen gemacht, Karten und viel beobachtet. Es wird klar, wie sie unter dem Instrument der Beobachtung Stadt wahrnimmt. Sie nutzt die ihr bekannten Tools aus der Landschaftsarchitektur und entwickelt neue Lesarten von Orten. Zudem analysiert sie die stadtentwicklungspolitischen Maßnahmen des ihrem Untersuchungsgebiet naheliegenden Hafen: Welche Regularien sind relevant, wie sehen Unternehmensentwicklungen aus. Das Ergebnis der Arbeit ist eine Zusammenstellung der gleichzeitig ablaufenden Stadtentwicklungsprozesse im Untersuchungsgebiet Grasbrook, sozusagen die Grundlage für einen Wurf nach vorne.

Alexa Färber: 4 Was meinst du mit der "Wurf nach vorne"?

Dorothea Wirwall: Franziska hat Ansätze möglicher Zukünfte als Lesarten der Gegenwart an das Ende der Arbeit gestellt.



(Abb. 5) Benz, Lene. 2012. ›Alles unter einem Dach.‹ Urban Design Projects. Hamburg. Zugänglich über den Dienstapparat Urban Design (DA22) Bibliothek Hafencity Universität Hamburg.



(Abb. 6) Pohl, Ben und Hans Vollmer. 2012. ›Das kommende Mahl. Von der Feuerstelle zur Tischnachbarschaft.‹ Urban Design Projects. Hamburg. Zugänglich über den Dienstapparat Urban Design (DA22) Bibliothek Hafencity Universität Hamburg.



(Abb. 7) Ohlenschlager, Jenny. 2014. ›Hausmeister_Innen‹. Urban Design Projects. Zugänglich über den Dienstapparat Urban Design (DA22) Bibliothek Hafencity Universität Hamburg.



(Abb. 8) Meichelböck, Franziska. 2013. ›Nicht Stadt. Nicht Land. Nicht Hafen.‹ Urban Design Projects. Hamburg. Zugänglich über den Dienstapparat Urban Design (DA22) Bibliothek Hafencity Universität Hamburg.

UD ist angetreten um Städtebau zu überkommen.

Dominique Peck: Vielen Dank für die Einführung, Dorothea. Die erste These lautet

“Urban Design ist angetreten um Städtebau zu überkommen”. Nun möchte ich mit dir, Bernd Kniess, beginnen mit der Frage was hinter dem Verb “überkommen” steckt, welche Aspekte von Städtebau überkommen werden sollen und wie diese Haltung in den Lehr- und Forschungsbereich Urban Design überführt wurde.

Bernd Kniess: 5 Nun, der Begriff “überkommen” bezieht sich ja einerseits auf das Überlieferte, Vererbte und verbindet mit seiner mittelhochdeutschen Wortherkunft im “überkommen” das Übereinkommen mit dem Bestehenden, dem vorgefundenen Überlieferten, mit dem hinüberkommen, und schließt den Prozess des Werdens, des zu etwas Gelangens mit ein. Das gefällt mir an dem Begriff und es nimmt bereits einen wesentlichen Aspekt des Urban Design vorweg. Zurück geht das auf den Struktur- und Entwicklungsplan (nachfolgend STEP) von 2007, den wir inzwischen auch wieder „überkommen“ haben. Ich habe noch einmal nachgeschlagen, was darin formuliert war: “Städtebau verbindet die gestalterischen Kompetenzen einer durch Architektur geprägten Praxis des Städtebaus mit einer technischen infrastrukturellen und prozessgesteuerten Praxis der Stadtplanung.” In der Dopplung des Begriffs in diesem Satz haben wir in den unterschiedlichen Bedeutungsgehalten ein Dilemma, das wir damit aufzulösen suchten, für ein erweitertes Verständnis des Städtebaus uns der englischen Übersetzung Urban Design (nachfolgend UD) zu bedienen. Die Zielvorstellung von UD war in jedem Fall die Profilierung der Schnittstelle in Richtung eines eigenständigen Berufsfeldes. Im STEP war formuliert, zwischen den beiden konsekutiven Studiengängen Architektur und Stadtplanung einen neuen, nicht konsekutiven Masterstudiengang zu implementieren.
Das stellte mein Briefing dar, um diesen Studiengang zu konzipieren. Was für mich als Ausgangssituation wichtig wurde, ist das Selbstverständnis der neuen HCU, ihr disziplinärer, inter- und transdisziplinärer Anspruch. Auf Grund der Anforderungen, die Stadt und das Städtische mit sich bringen, war klar: Das kann heute nur in einer interdisziplinären Konstellation funktionieren, und nicht mehr aus einer rein disziplinären Perspektive heraus, die im klassischen Sinne als Kernkompetenz das städtebauliche Entwerfen beinhaltet. Was wir brauchen, ist die Kombination einer Form von Stadtforschung ergänzt um gestalterische Kompetenzen; also eigentlich ein erweitertes Entwurfs- oder Gestaltungsverständnis, was auf Recherche oder auf Forschung basiert. Das war der Ansatzpunkt.

Christopher Dell: 6 Wobei Du ja selbst als Architekt auch eine Entwicklung genommen hast, – Du hast bestimmte Projekte gemacht und dabei Erfahrungen gesammelt. Dein eigenes Interesse hat sich ja ganz stark auf die Stadt hin entwickelt, auf diesen Maßstab. Ich will sagen: Du bist nicht von der Stadtplanung gekommen. Du stehst da in einer Reihe von Protagonisten, die diesen Weg intensiverer oder weniger intensiv vollzogen haben. Ich denke da an Venturi und Scott Brown , aber auch an Rem Koolhaas , der gesagt hat, wir brauchen eine Recherche, und diese Recherche ist bereits Teil der Gestaltung. Er hat damit, das, was Architektur sein soll oder sein kann, erweitert.
Ich vermute, das hat eine große Rolle gespielt, zu sagen, hier an der HCU habe ich eine sehr gute Möglichkeit so eine Maschine zu entwickeln, mit der man diese Stadtforschung auf eine neue Ebene bringt. Es ist ja selten der Fall, dass die verschiedenen Disziplinen an einen Ort zusammenkommen.

Ingrid Breckner: Was mich an dieser These interessiert ist der erneute Diskurs – in Wien habe ich das ganz stark erlebt – über Möglichkeiten einer Rettung des Städtebaus, der in der Architektur immer wieder zur Residualkategorie gerinnt. Man macht es und es gehört dazu. Aber wenn man sich fragt, ja wer macht es, wie, mit welchem Konzept, auf welchen Grundlagen, dann bekommt man immer so diffuse Antworten. Städtebau ist nicht ganz greifbar. Unsere Zeit schreit geradezu danach, Städtebau wieder zu re-institutionalisieren. Dabei stellt sich die Frage nach der Rolle des Städtebaus: Soll er gebaute Objekte optimieren, oder besitzt er eine qualitative Relevanz für die jeweilige Stadt. Je nach Positionierung ergeben sich unterschiedliche Forschungsrichtungen: Wenn gebaute Objekte besser kontextualisiert werden sollen, geht es wahrscheinlich um Materialitäten, Maßstäblichkeiten und um Korrespondenz unterschiedlicher Formen. Wenn Städtebau als Beitrag zur Stadtproduktion gedacht wird, stellen sich Fragen nach Vorstellungen von Stadt sowie deren Geschichte und Differenzen. Das erfordert natürlich einen viel breiteren Kenntniskorpus aus verschiedensten Disziplinen, um sagen zu können: Mein Objekt ist ein Stück Stadt! – und nicht nur: Mein Objekt ist besser oder schöner als andere Gebäude, weil ich es städtebaulich eingebettet habe.

Bernd Kniess: Das ist natürlich eine Erweiterung, die hier stattfindet – Stadt nicht mehr als Gebautes allein zu verstehen.

Ingrid Breckner: Genau.

Bernd Kniess: Aber das ist ja immer noch die Ausgangssituation in der Architektur, oder im Städtebau, Stadt alleinig aus gebauter Umwelt zu begreifen.

Ingrid Breckner: Gebaut und ästhetisch; physisch und ästhetisch.

Alexa Färber: Sag mal Bernd, hast du denn den Eindruck, dass das Objekt, so wie Ingrid das als die eine Variante beschrieben hat, dass das Objekt tatsächlich mitbearbeitet oder mitentworfen wird und eine Rolle in UD hat, oder geht es um „Stadt--Stadt“?

Bernd Kniess: Erstmal ist es jetzt „Stadt-Stadt“ und es geht um ihre Struktur. Form als solche ist unserem Verständnis nach in sich abgeschlossen. Um Stadt in ihrer Vielfalt und Heterogenität untersuchen zu können, muss ich diese Abgeschlossenheit überwinden. Das heißt, ich muss die Form öffnen. Das bedeutet auch, dass ich versuchen muss, diese Informationen so verfügbar zu machen, dass ich Erkenntnis daraus gewinne. Dabei muss ich damit umgehen, nicht eine „komplette“ Wahrheit abbilden zu können, natürlich gibt es die nicht. Aber die Informationen sollen dazu dienen, mir ein Verständnis über etwas zu vermitteln und wie es geworden ist, wie es ist. Das heißt, es geht uns nicht um die Analyse einer Form in ihrer Endgültigkeit oder Abgeschlossenheit. Wir fragen: Wie ist sie geworden. Damit verbunden ist die Frage, nach den Bedingungen von: “Wie wird etwas?”. Und das suchen wir zu ergründen, von dem Phänomen ausgehend, es in der Gegenwart beschreibend, verfolgen wir Produktionsbedingungen, Wirkkräfte und Seinsweisen in die Vergangenheit um Aufschlüsse über sein Werden zu gewinnen. Wir suchen uns dann in die Lage zu versetzen, mögliche Zukünfte vors-

tellbar zu machen. Aber das geschieht nicht mehr mittels einer Form wie sie der klassische Entwurfsvorgang hervorbringt. Das heißt, wir suchen die Trennung von forschender Analyse und Entwurf, wie sie in Architektur und Städtebau durchaus üblich und gebräuchlich ist, zu überwinden, indem wir die Fragestellung aus der Gegenwart in die Vergangenheit tragen, um von dort die Analyse in den Entwurf zu verlängern und in die Gestaltung möglicher Zukunft zu überführen. Das heißt, wir schaffen uns damit das Handwerkszeug um jedwede Form aus einer zugrunde gelegten Struktur zu ermöglichen.

Christopher Dell: Die Frage von Alexa ist wichtig. Es kann ja schnell, wenn man auf Stadtproduktion und auf Handlung fokussiert, gesagt werden: ›Ja, mein Gott, man hat einen praxeologischen Ansatz und dabei gerät die Materialität der Stadt aus dem Blick.‹ Das Gegenteil ist ja bei Urban Design der Fall. Aber das Material wird nicht mehr als Passivum aufgefasst; als etwas, das irgendwo herumsteht und dem man eine Form gibt. Die Frage wird komplett gedreht, wenn man sagt, okay, Form kommt aus der Bewegung, und das Material affiziert uns. (Key Readings Keller Easterling Die Aktion ist die Form) Das Material ist nie passiv, sondern ist Teil des Spiels. Genau deshalb sind jetzt diese Rechercheformen völlig anders, weil man sich involvieren lässt, weil man sich einer städtischen Situation anheim geben muss, um überhaupt die affizierenden Elemente des Materials in ihrer Produktionsbedingtheit zu heben, um daraus solche Strukturen zu bauen, die wiederum andere Produktionsbedingungen ermöglichen anstatt sich gegenüber ihnen abzuschließen.

Alexa Färber: Aber ich meinte meine Frage ein bisschen anders, und deshalb hatte ich eben nachgefragt. Dorothea hatte in der Vorstellung der Studierendenarbeiten so ein Bild verwendet: Der Wurf nach vorn, gibt es da einen Entwurf?—Nein, gibt es nicht. Und mich interessiert ja immer die Alltagsebene von Wissenschaft-Machen; oder von Lehre-Machen, von Universität. Deshalb: Sind zwei Jahre genug, um dann auch noch zu diesem Entwurf zu kommen, wenn eigentlich Recherche und die Beschäftigung mit Stadt im Vordergrund stehen. Ich gucke da ja eher von außen drauf und habe den Eindruck, dass es auch zum Prinzip gemacht wurde zu sagen: ›Nee, nee Entwurf, das kommt erst ganz am Ende.‹ Aber das findet dann gar nicht statt, weil dann schon das Ende von diesen zwei Jahren Lehre UD da ist. Und da, wo es vielleicht doch zu so etwas gekommen ist, waren vielleicht auch deshalb Entwurfsmöglichkeiten drin, weil es da über mehrere Generationen, oder wie es heißt: Kohorten von Studierenden gegangen ist. Also was ist in zwei Jahren UD möglich, und wäre Entwurf eigentlich auch möglich, wenn das Studium länger wäre?

Ingrid Breckner: Ich fand wichtig, was Christopher gesagt hat: Es kommt in den Städtebau etwas ganz Neues hinein, nämlich die Bewegung. Und diese Dynamik, dass man überhaupt Städtebau als etwas Nicht-Festes denkt, sondern als etwas Gewordenes, etwas Werdendes, also etwas, das sich weiterentwickeln kann und muss; diese Prozessualisierung ist für mich das Neue. Ich finde den Studiengang so spannend, weil man nicht mehr von statischen Gebilden ausgeht, die irgendwo hingesetzt werden, um dann in ihrer Addition, wie beim Klötzchen-Bauen, Stadt entstehen zu lassen. Die Beschäftigung mit Städtebau in einem dynamischen Verständnis erfordert zwingend eine Auseinandersetzung mit dem Räumlichen

und dem Zeitlichen in ihrer jeweiligen Verwebung. Deshalb muss die zweite These ›UD versteht die gewordene Situation für das weitere Vorgehen als konstituierend‹ heißen. Ansonsten landet man wieder bei etwas Statischem.

UD versteht die gegebene Situation als für das weitere Vorgehen konstituierend.

Alexa Färber: Und mit ›Situation‹ meint ihr das, was ›da draußen‹ ist?

Bernd Kniess: Genau. Wir verstehen es nicht mehr nur als eine rein bauliche Situation, die man aus der Vogelperspektive, von oben, betrachtet - im Plan, was ja die selbe Perspektive ist - sondern als etwas, das man nur aus der Bewegung, oder Bewegtheit heraus verstehen kann. Und eben auch in diesem Produktionsverständnis, was ein bestimmtes Raumverständnis einschließt. Der in der Architektur zumeist gebrauchte Raumbegriff ist ja immer noch der Container, der etwas ermöglicht, aber erst einmal gegeben sein muss, um überhaupt ermöglichen zu können. In unserem Raumverständnis gehen wir davon aus, dass Raum nicht einfach da ist, sondern von den Akteuren produziert wird und somit Ergebnis ihrer Handlungen ist, die sich in Relation zu den sie umgebenden Dingen befinden. Damit sind wir dann letztlich bei einem Akteursbegriff bei dem menschliche und nichtmenschliche Akteure in Raumhandlung eintreten. Und ja, natürlich gibt das eine ganz andere Rahmung vor, mit der Konsequenz, dass ich Raum, und damit Stadt, nicht mehr als statisch verstehen kann.

Christopher Dell: Ich finde das sehr schön mit der Wendung hier, der Verbalisierung des Adjektivs, weil ich glaube, das Gegebene hat eine politische Konnotation gehabt, als es hier geschrieben wurde, und zwar wurde gesagt, wir wollen gar keine geschlossenen Formen reinpumpen, das ›Gegebene‹ ist ja zunächst ein bisschen gegen eine Vorstellung von Tabula rasa gerichtet, gegen eine Haltung, dass man sagt, ›Das war nichts, weg damit, ein neuer Versuch‹—letztlich mit 25 neuen Problemen. Und es ging entgegen dem üblichen Designverständnis, sich als Problemlöser in Stellung zu bringen, um die Grundhaltung, die besagt: wir wollen eigentlich hinter die Problemlösung zurück, wir wollen die Fragen entdecken, die in einer städtischen Situation enthalten sind—einer Situation, die dann kein Äußeres mehr sein kann—sondern eine spezifische Situation, die wir aussuchen, für die wir uns engagieren, in die wir intervenieren, um repräsentieren zu können. Dass wir dort forschen verlangt uns ab, die Situation dann als Gewordenes ernst zu nehmen, statt zu sagen: ›Das muss weg und neu gemacht werden‹. Insofern finde ich das mit dem ›Gewordenen‹ und dem ›Werden‹ hier sehr gut, weil es beide Ebenen thematisiert.

Ingrid Breckner: Ich finde, da steckt eine andere erkenntnistheoretische Perspektive drin—ich weiß nicht, ob der normale Städtebau eine erkenntnistheoretische Perspektive hat—aber soweit ich es verstehe, hat er eine: den Entwurf zu optimieren. So habe ich es bis jetzt immer verstanden. Im forschenden Sinne erkenntnistheoretisch bedeutet aber—in Anlehnung an Ludwik Fleck —uns als Wissenschaftler ständig klarzumachen, was eigentlich die Tatsache ist, mit der wir uns

beschäftigen und solche Tatsachen stets als Gewordene zu begreifen. Was als Tatsache zu einer bestimmten Zeit relevant ist, das ändert sich. Es ist etwas Anderes, ob ich mich mit Tatsachen in der Medizin im Jahr 1935 beschäftige, oder 1970 oder 2015. Und entsprechend muss auch in der Architektur immer wieder neu nach dem gesucht werden, was Stadt ist. Was benötigen Lehre und Forschung in UD, um die erkenntnistheoretisch notwendige Suche nach den jeweils relevanten Tatsachen zu stärken? Bezugnehmend auf die dritte These zu UD bin ich der Auffassung, dass das Element des Gestaltens ein wichtiges ist: Es zeigt uns, dass eine analytische Wahrnehmung gestalteter Objekte es ermöglicht zu überprüfen, ob und wie die ursprünglich angenommene wissenschaftliche Tatsache mit welcher Bedeutung für das Objekt und die umgebende Stadt bearbeitet wurde.
Ich würde mir wünschen, dass das Konzeptionelle eine noch ausgeprägtere Bedeutung bekommt als in den vorgestellten Arbeiten, auch wenn es dann keine fertigen Entwürfe sind, die man sofort bauen kann. Lesarten sind allein noch keine Interpretation, die Schlussfolgerungen für das jeweilige disziplinäre Handeln ermöglichen. Die Ebene der Schlussfolgerung für eine Intervention im urbanen Raum ist als Orientierung für Studierende wichtig, um nicht in Panik zu geraten: Wenn sie gefragt werden, was zu tun sei müssen sie mehr vorschlagen können als nur zu analysieren oder zu moderieren.

Alexa Färber: Aber das ist ja schon ganz viel. Ich frage mich die ganze Zeit, aber vielleicht ist das ja nur, weil wir alle in eine Blickrichtung sitzen, ob wir dich überhaupt involvieren...

Benjamin Pohl: 7 Es sind ja sehr viele unterschiedliche Disziplinen, die in UD zueinanderkommen und es ist auch klar, dass jemand der z.B. mit einem Architekturhintergrund kommt, ganz anders mit Entwurf umgehen kann, als jemand der mit einem Hintergrund in Soziologie kommt. Das ist aber doch auch die Chance hier bei UD. Der klassische Städtebau hingegen, der mag vielleicht eine eigene Disziplin sein, aber wie Ingrid am Anfang schon erwähnte, ist er auch eher in einer schwierigen Situation, weil er gar nicht so genau definiert ist. Ich habe mich dabei gefragt, ob Urban Design wie es hier praktiziert wird eigentlich eine neue Disziplin ist oder eben keine, ganz bewusst keine Disziplin?

UD ist pro Disziplin.

Christopher Dell: Wenn dem so wäre, dann bräuchten wir auf jeden Fall den Hinweis von Ingrid, dass wir dann auch eine andere Epistemologie verkaufen müssen, denn wir können keinen Dilettantismus hier gebrauchen. Wir sollten dezidiert sagen, hier werden Disziplinen verschaltet, es gibt ein Disziplinendiagramm aus so einer Praxis heraus. Man könnte sagen, dass hier bestimmte Linsen entwickelt werden, die ermöglichen, dass man unterschiedlich auf die Dinge sieht, und manche von diesen Linsen oder Brillen sind dann auch schon wieder Gestaltungseinheiten, denn sie ermöglichen, dieses oder jenes zu sehen, so dass wir das eine oder andere damit machen können.

Alexa Färber: Ich hätte noch eine Überleitung von These zwei auf drei. Und zwar

im Anschluss an das, was du zu den Tatsachen gesagt hattest, Ingrid. Im Grunde, und das leitet zur ANT über, würde man mit Latour nicht von Tatsachen, also ›matters of fact‹ sprechen, sondern Dingen von Belang, ›matters of concern‹ . Denn so, wie die UD-Arbeiten funktionieren, denken sie Situationen nicht als geschlossene, feststehende Tatsachen, sondern sind in diesem Sinne eher prozessual und versammeln relevante Situationen in Form von Dingen von Belang erst; damit steht u.a. das Brüchige, das Fragile dieser Situationen im Vordergrund.

Christopher Dell: Es ist natürlich eng an das gekoppelt, was hier Motiv genannt wird. Man engagiert sich für eine Situation, um sich ihre Bedingungen wissend zu erschließen. Im Wissensverständnis wird auch das Verständnis des Subjekts ein anderes, letzteres ist nicht mehr ein Behälter, in den Wissen hineingefüllt wird, kein Empfänger. Es muss ein Wahrnehmungshandeln, ein Erkenntnishandeln geben, ein Engagement, das man auch für sich artikulieren muss, um dann die Sache aus der Situation heraus zu entwickeln.

An der UdN wurden Wissenschaft und Gestaltung neu versammelt.

Bernd Kniess: Eine Anmerkung zu der Frage Disziplin oder nicht, überkommen wir auch die Disziplin oder bilden wir eine neue Disziplin? Ich persönlich fühle mich eigentlich in dieser Zwischensituation ganz wohl, ob daraus eine Disziplin wird, das wird man sehen. Wir haben, glaube ich, nicht die Erfordernisse und den Zwang, das jetzt definieren zu müssen, oder zu behaupten, wir sind die neue Disziplin. Eher das Gegenteil ist der Fall. Um es am Beispiel der UdN zu konkretisieren: Wenn wir die Erkenntnis gewonnen haben, Stadt ist Prozess, das Städtische lässt sich nicht an einem bestimmten Moment festmachen, stellt sich die Frage, welches ist dann die Folge für den Entwurf, woraus entsteht Form, und wie ist sie beschaffen?
Ben, vielleicht kannst Du aus deiner Erfahrung etwas dazu sagen, wenn wir jetzt eine Situation in der UdN hervorbringen, verstehen wir diese Gestaltung der Situation ja durchaus auch als eine solche und eben nicht als Nicht-gestaltung. Insofern können wir sie ja auch als Entwurf verstehen, als einen, der den Prozess gestaltet. Auf dieser kleinmaßstäblichen Ebene haben wir den Entwurf möglicherweise überkommen, aber im Moment vielleicht auch soweit überschritten, dass wir ihn in seiner klassischen Form auch verloren haben, schaffen wir es in den UD-Projekten noch viel zu selten, Form in gleichem Maße wie Struktur zu erreichen, d.h. das Objekt, das in der Struktur seine Grundlage findet und damit bereits dort enthalten ist, aus der Struktur der Analyse zu heben. Das heißt wir üben das Entwurfshandeln auf ganz vielen unterschiedlichen Ebenen, und kleinmaßstäblich, dafür ist die UdN
ein Beleg, gelingt es uns auch, dem eine Form zu geben. Aber das ist vielleicht wirklich eine Arbeitsweise, die eingeübt werden muss.

Benjamin Pohl: Es gab im Rahmen der UdN auf vielen Ebenen den Versuch, Situationen und Prozesse bewusst mitzugestalten. Nicht nur die inneren Prozesse des Projektes, oder die institutionellen Strukturen wurden dabei bearbeitet, sondern

ganz bewusst haben wir auch den Versuch unternommen, das Projekt mit dem Alltag in Wilhelmsburg zu verweben. Das war natürlich ein längerer und vorsichtiger Weg des Auslotens von Möglichkeiten. Lene Benz beschreibt das in ihrer Arbeit als ›get involved‹. Bei diesem Involvieren gerät ja auch das Verhältnis von Forscher und Beforschtem, Gestalter und Gestaltetem permanent in Bewegung, da ab einem gewissen Punkt nicht mehr klar ist, wer oder was eigentlich wen involviert, beforscht oder die Situation gestaltet. Das haben wir in der UdN immer wieder erlebt und das ist kein ganz einfacher Prozess der Aushandlung. Wenn man dabei handlungsfähig bleiben will, dann kann Entwurf vielleicht als Mit-Gestaltungprozess verschiedener Akteure verstanden werden. Und wie du sagst, diese neue Arbeitsweise muss erprobt werden, das geht nur zusammen, wie auf einer Bühne. Dabei wurden disziplinäre Werkzeuge zum Teil auch verändert eingesetzt. Wenn man z.B. eine analytische Zeichnung braucht oder über ein Interview und professionelles Zuhören Vertrauen aufbaut, da merkt man ganz praktisch, dass es unsinnig wäre diese Trennung zwischen forschenden Disziplinen und gestaltenden Disziplinen aufrecht zu erhalten. Man braucht situativ die verschiedenen Kompetenzen, und muss eher schauen, welches sind die Mittel, die z.B. derjenige, der aus einer forschenden Disziplin kommt, gestalterisch einsetzen kann, und wo kann die, die einen gestaltenden Hintergrund hat, in einer Situation, wo sie merkt, dass sie mehr über die Prozesse einer Situation wissen muss, ihre Mittel auch forschend einsetzen?

_Ingrid Breckner: _Aber, ich denke, man muss benennen, was das gestaltende Element ist und was das forschende. In der HCU-Forschungskommission wird immer wieder argumentiert, dass der Entwurf schon Forschung sei, die Frage, was denn der Forschungsanteil sei, bleibt aber leider unbeantwortet.

Bernd Kniess: Das ist das klassische Problem.

Ingrid Breckner: Genau. Und deswegen denke ich, muss man sehr genau sagen, dies ist Gestaltung insofern als ... oder bei der UdN kann man von Gestaltungselementen sprechen, da man da gekocht hat, gegessen hat, mit Schläuchen etwas gebaut hat, bis zur Hotelerie, wo eine bestimmte Form entstanden ist; ich glaube dieses Ensemble unterschiedlicher Gestaltungselemente, die erst mal einfach auch den Kopf öffneten, schon wenn man hinkam, erzeugten die Aha-Erlebnisse und Überraschung und generierten Fragen im Sinne von: Was passiert jetzt? Es ist nicht mehr die Aufgabe A bis C, die abgearbeitet und dann abgeliefert wird. Es ist nie etwas fertig, sondern man begibt sich in einen Prozess, und erlebt auch, dass der sich ständig verändert und einen neu herausfordert. Man muss Position beziehen zu Fragen wie: Ist das jetzt eine Schrottmontage, oder ist das etwas, was hilft, sich das Thema Wohnen auf engem Raum noch einmal anders vorzustellen? Die Provokation der Wahrnehmung durch die Röhren mit den Betten drin ist notwendig, damit das gedachte und gestaltete Raum/Zeit-Verständnis greifbar wird.

Alexa Färber: Aber hieße das dann, Gestaltung ist Reflexion, also ist es das Reflektieren und Bewusstmachen der Transformation, die ich durch Forschung anstoße? Denn das wäre ein bisschen das, was ich als Ethnografin auch tue. Ich denke ja auch nicht, da gibt es eine Situation und die gucke ich mir an. Das Feld

gibt es nicht, sondern das schaffe ich dadurch, dass ich ein Forschungsmotiv habe. Das gefällt mir als Begriff gut, er passt zu Ethnografie. Wäre Gestaltung dann schon die Reflexion der Transformation, die durch den Prozess der Forschung entsteht?

Bernd Kniess: Gestaltung liegt dem Prozess der Forschung zugrunde. Von Anfang an. Ich habe erst mal ein Motiv, warum ich mich reflektierend mit etwas in Beziehung setze, und in dem Moment, wo ich ein Motiv habe, und diese Auseinandersetzung gegeben ist, gestalte ich natürlich auch die Schritte, die notwendig sind, um mich in Beziehung zu halten.

Alexa Färber: Gut, das mache ich als Ethnografin auch! Ich will ja nur wissen, ob es für dich als Architekten etwas gibt, was du anders machst?

Bernd Kniess: Wir haben natürlich eine andere Sprache, und damit wie jeder in seiner Disziplin spezifische Ausdrucksmöglichkeiten. In der Versammlung unterschiedlicher Disziplinen, ihrer Methoden und Werkzeugen suchen wir die Darstellbarkeit des Untersuchten zu erweitern. Und das ist es, was wir mit Diagrammatik meinen. Wir verstehen sie als eine Sprache, die zwischen den Dingenentsteht. Zwischen den Beschreibungen, die klassischerweise textlich erfolgen, zwischen den Darstellungen, die wir analytisch uns aus der Architektur leihen, oder aus der Planung: Planebene, räumliche Darstellung, aus Fotografie, aus der Kunst, aber dadurch, dass es eine relationale Verbindung gibt und ihre zeitlichen Verläufe keine alles abschließende Eindeutigkeit ergeben.

Alexa Färber: Aber dann gäbe es z.B. nicht die Schlussfolgerungen, die Ingrid haben wollte.

Benjamin Pohl: 8 Doch, gerade in der UdN war das ja der Fall: Wir sind eben z.B. nicht nur rein ethnografisch vorgegangen und haben allein als Gestaltung von Situationen betrachtet, dass man forscht und es aufschreibt, ein Buch daraus macht und das mit den Leuten diskutiert. Was durch den interdisziplinären Ansatz und z.B. durch Architekten hinzukommt, ist, dass man bestimmte Fragestellungen auch als gebaute Umwelt realisieren konnte. So wurde eben auch eine Küche gebaut, das machen Ethnografen eher selten, dass sie baulich intervenieren um Situationen zu gestalten. Die Fragestellungen und das Labor wurden sozusagen materiell immer wieder angepasst. Und das ist in der UdN geschehen und es wäre ohne Architekten überhaupt nicht möglich gewesen, diese physischen Veränderungen vorzunehmen und damit die Forschungsrichtung wieder zu beeinflussen.

Bernd Kniess: Und umgekehrt.

Christopher Dell: Das war ja auch der Grund mit Kampnagel zusammenzuarbeiten. Es ging darum dieses Gestalten von Situationen mit den unterschiedlichsten Materialien, mit Personen, mit baulichen Eingriffen usw. als performative Sache ernst zu nehmen . Das ist der erste Punkt, das ernst zu nehmen. Und da haben wir geschaut und festgestellt—die, die das machen, sind die Performancekünstler; die sind damit beschäftigt, die reflektieren das aber nicht. Aber wir, die das in städtebaulicher Hinsicht reflektieren, verstehen uns nicht als Performance-

künstler. Insofern wird das so verschaltet, dass gesagt wird, okay, Alexa, wenn Du im Feld bist, bist du Performerin. Was passiert dann eigentlich, um das als Rolle ernst zunehmen? Okay, dann muss ich das jetzt auch irgendwie gestalten, wenn das so ist, ich kann es nicht neutral machen. Das machen wir natürlich auch, aber es wird zum Extrem hin entwickelt, und dadurch werden neue Darstellungsweisen hervorgebracht. Ich glaube, das ist schon ein wesentlicher Punkt, da müssen wir noch einmal genauer schauen, aber man kann schon sagen, dass hier Diagrammatik und Gestaltung zusammenkommen. So eine Art gestalterische Diagrammatik, es ist keine Diagrammatik, die jetzt irgendetwas abbildet, oder einen Maschinenraum zeigt, der von einem normalen Motor ist, sondern es zeigt wirklich eine Weise des Forschens als Machen. Man sieht schon die Heterogenität, die das dann hervorbringt. Gleichwohl, um hier Ingrid zuzustimmen, da muss man auch klären, wo die Unterscheidungen liegen, und welches die Qualität ist, die dabei entsteht.

Bernd Kniess: Absolut.

Christopher Dell: Das muss noch genauer herausgearbeitet werden, auch für die Studierenden. Damit die nicht denken, ja, was soll ich jetzt machen?

Benjamin Pohl: Was der Grenzpfad ist, den wir da gegangen sind, sieht man vielleicht im Vergleich zu Projekten wie ›72 Stunden Urban Action‹. Ich will das nicht schlecht machen, aber das ist genau nicht, was wir machen, schnelle Antworten verteilen in physischer Form. Junge Architekten die mit Akkuschraubern in 72 Stunden eine Intervention in den Stadtraum bauen, das mag vielleicht an einigen Stellen ähnlich wie die UdN wirken, es ist in der UdN aber permanent verbunden mit der Justierung der Fragestellung, zumindest ist das der Anspruch. Ob er immer gelingt in all den Projekten, ist auch eine Frage. Aber das ist der Versuch, der woanders eher komplett ausgeblendet wird.

Alexa Färber: Da spielt sicher Zeit eine Rolle.

Bernd Kniess: Wo ist die Frage? 72 Stunden, da gibt es keine Frage.

Alexa Färber: Da kann es für jeden persönlich schon eine Frage geben.

Christopher Dell: Aber da kommen wir eigentlich auf die Rahmung zu sprechen.

Ingrid Breckner: Da geht es nur noch ums Machen, in 72 Stunden.

Alexa Färber: Aber die machen ja danach auch noch etwas damit. Die nutzen das für Folgeprojekte — 72 Stunden ist ja auch nur eines von 10 Projekten, die hintereinander oder parallel laufen. Aber klar, als 72 Stunden Projekt ist es punktuell, wirkt etwas spontaneistisch.

Christopher Dell: Aber angenommen, innerhalb der UdN hätte das durchaus stattfinden können. Sie wären eingeladen in die UdN und dann wäre das in diesen Rahmen eingebunden, dass es sofort weiterbearbeitet wird, von den Studierenden, die da sind.

Ingrid Breckner: Die Prozessualität ist nicht geplant, die findet statt, aber sie entsteht zufällig und gestaltet; ich glaube, bei der UdN ist einfach immer eine Prozessualität mitgedacht.

Alexa Färber: Genau, weil es eine Kontinuität gibt.

Christopher Dell: Weil bei der UdN die Prozessualität auch gestaltet ist.

Ingrid Breckner: Die muss auch genau orchestriert werden, damit für die beteiligten Studierenden erkennbar bleibt, dass durch ihr Handeln etwas entsteht; sie müssen sich als Teil eines Orchesters spüren und wahrnehmen, dass ihr Spiel zur Entstehung einer Figur beiträgt.

Alexa Färber: Das Beispiel des Orchesters ist gut. Dafür braucht es dann auch die Kontinuität. Deswegen habe ich vorhin über die Zeit gesprochen. Es gibt mehrere Generationen Studierende, es gibt Lehrende, die nicht nur ein Semester da sind, oder 72 Stunden und dann wieder weg. Das ist schon ein wichtiger Faktor, um so etwas zu ermöglichen. Ich habe noch einen Gedanken zu dieser Disziplinenfrage: UD ist ›pro-disziplinär‹—ich denke, so könnte das bezeichnet werden, was Du, Bernd, vorhin gesagt hast: Es ist dazwischen, ja, und es macht Disziplinäres thematisierbar und problematisierbar. Natürlich deshalb, weil in der Lehre unterschiedliche Disziplinen beteiligt sind, aber auch weil die einzelnen verschiedenen disziplinären Kompetenzen mitgebracht werden. Und: Fragen ›Wo will ich damit überhaupt hin? Was ist der Anschluss?‹ das sind Dinge (von Belang), weil sie in dem Setting ›UD‹ problematisierbar werden.

Ingrid Breckner: Stadtplanung ist weniger orchestriert, hier erfolgt eher eine Addition von disziplinären Beständen; es ist eher zufällig, was sich da verknüpft, und man sieht es an den Arbeiten, die gut werden, bis zum Schluss. Da ergibt sich mit mehr oder weniger Hilfe bei Leuten tatsächlich eine Figur, die dann ein Kompetenzprofil darstellt, und bei anderen entsteht es nicht, die haben die Päckchen nebeneinander stehen, und können nur hier und dort hin greifen, aber das Verknüpfen und das immer neu Schaffen bleibt oft auf der Strecke.

Alexa Färber: Und hier gibt es eine Möglichkeit, genau das zu problematisieren und zum Thema zu machen.

Dominique Peck: Wir haben mehrere Thesen besprochen, und alles, was wir bisher gesagt haben, war im Rahmen dieser Thesen. Ich würde gern den zweiten Teil des Gesprächs, in dem ich auf verschiedene spezifische Verfahrensweisen eingehen möchte, eher schneller abhandeln, um im letzten Teil, noch einmal diese Verbindung zu Forschung und Gestaltung und zum Entwurf herzustellen. Ein Motiv des Buches ist die Untersuchung von Lehre als Forschung. Wie lassen sich die bisher aufgestellten Säulen von Urban Design in Lehre als Forschung übersetzen?

Ingrid Breckner: Darf ich noch zwei Sätze zum prodisziplinären Charakter von UD sagen? UD ist für mich so etwas wie eine wissenschaftliche Praxeologie. Also ein wissenschaftlicher Experimentierraum, der handelndes Lernen in den Vorder-

grund stellt und zwar als Forschungshandeln und als Gestaltungshandeln. Die Wissenschaft hat ja immer so ihre Schwierigkeiten mit dem Handeln. Viele Wissenschaftler behaupten, nicht zu handeln, sondern nur zu analysieren. Analysieren ist natürlich auch Handeln, denn man analysiert in einer bestimmten Art und Weise. Das hier in UD systematisch zu tun und zum Programm zu machen, und die Wechselwirkungen zwischen Denken, Forschen und Machen zu akzentuieren, das finde ich reizvoll. Ich glaube, das interessiert auch Studierende, die verschiedene Fächer studiert haben. Sie merken, dass sie zwar Methoden und Theorien kennengelernt und entworfen haben, erfahren aber in UD, wie man Gelerntes als Person verknüpfen und sich so fachlich entwickeln kann. Das zu dem, und noch einmal zum Thema Zeit: Ich glaube schon, dass mit der Erfahrung, die jetzt vorliegt, überlegt werden kann, wie eine Partitur für einen Zweijahreszyklus aussehen müsste, damit alle Elemente des Lernprozesses mindestens einmal erlebt werden. Dann muss man vielleicht noch darüber nachdenken, wie die Unterschiedlichkeit der Herkunft sowie der Wissens- und Erfahrungsbestände in der Beratung der Studierenden so berücksichtigt werden, dass die spezifischen Voraussetzungen produktiver eingesetzt werden können. Das ist manchmal etwas schwierig, auch angesichts der Lehrkapazitäten.

Christopher Dell: Das Lehrhappening war auch so eine Form, die UdN als ein Erlebnisformat einzuführen, dass man da die Erfahrung, die man machen muss, auch macht. Ingrid wie Du das beschrieben hast, finde ich fantastisch. Ich würde sagen, dass sich hier eine Erweiterung des Handlungsbegriffs ankündigt, dass es nicht mehr die rationalen Subjekte sind, die denken und dann handeln, sondern dass da unheimlich viele nicht-intentionale Anteile enthalten sind—seit Latour handeln ja auch die Dinge —und das ist mit Unbestimmtheiten nur so durchsetzt,. Und diese Unbestimmtheiten eigentlich zu heben, anstatt sie zu überplanen, wäre jetzt die Aufgabe. Und das ist ja wiederum eine Gestaltungsaufgabe und eine Wissensaufgabe.

Benjamin Pohl: Beziehst Du das auf UD oder auf die UdN? Weil ich glaube, die UdN war dann noch einmal ein spezieller Fall...

UdN ist der Versuch einen gemeinsamen symbolischen Raum der Aushandlungen zu entwerfen.

Ingrid Breckner: Da war beides vorhanden. Alexa sagte ja, das war ein langer Prozess, mit mehreren Kohorten. Und meine Frage ist jetzt, wie schafft man es mit diesen Erfahrungsbeständen, ein Format zu finden, um über zwei Jahre eine stärkere Erlebbarkeit und bessere Verschaltung dieser beiden Elemente hinzubekommen?

Bernd Kniess: Absolut, der Ansatz war ja die Verknüpfung von Lehre, Forschung, Praxis. Ich finde interessant, dass du den Begriff der Praxeologie verwendest, der ja auch eine große Bedeutung hatte bei den Angewandten Theaterwissenschaften in Gießen, die dann eine ganz andere Form des Theaters hervorgebracht haben.

Ingrid Breckner: Ganz genau. Ich denke an pädagogische Ansätze des ›Handelnden Lernens‹ wie sie u.a. in der Laborschule Bielefeld (Abb. 18) erfolgreich praktiziert werden.

Christopher Dell: Black Mountain College.

Ingrid Breckner: ...das war eine ganz andere Schulform von der Architektur her, bis zu den Lehrformaten, bis zu den Aktivitäten der Schüler und der Lehrer.

Bernd Kniess: Das interessante in Gießen war die Bühne als zentrales Moment, die Probebühne. Und das war für uns die UdN, das war unsere Probebühne, der Übungsraum.

1. Dominique Peck schließt sich in wechselnden Kollektiven mit Architekten, Stadtforschern, Kunst-, Musik- und Filmschaffenden, Grafik- und Webdesignern zusammen. Das zentrale Motiv ist dabei die Gestaltung von Kapazitäten in der Produktion des Urbanen. Zu den jüngst realisierten Projekten zählt unter anderem die Aufführung ›Oktavistische Internationale‹ im Rahmen des Kunst- und Literaturfestivals ›Wege durch das Land‹. Seit Oktober 2015 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter des Lehr- und Forschungsbereichs Urban Design, wo er aktuell an dem E-Learning Format ›Projectmanagement in Urban Design‹, den Seminaren ›Interkulturelle Praxis (IKP) Community Building Poppenbüttel 43‹ und ›Agency Agency‹, sowie in dem ›Urban Design Project: Parapolis Upgrade‹ tätig ist.
2. Dorothea Wirwall ist Studentin des Masterstudienprogramms Urban Design (UD) an der HafenCity Universität Hamburg und war bis März 2016 studentische Mitarbeiterin am Lehrstuhl Urban Design. Sie hat Innenarchitektur an der Hochschule Mainz studiert und in dieser Zeit ein halbjähriges Praktikum in einem Architekturbüro in New York absolviert. 2016 ist sie für ein Auslandssemester in Mailand an der Politecnico di Milano im Master Urban Planning. Neben dem Studium arbeitete sie in diversen Planungsbüros in Mainz. Ab Juli 2013 arbeitete sie ein Jahr in einem Lichtplanungsbüro bei München und seit Oktober 2014 ist sie freie Mitarbeiterin des Stadtplanungs- und Architekturbüros Limbrock Tubbesing Architekten in Hamburg.
3. Prof. Dr. Ingrid Breckner, Professur Stadt- und Regionalsoziologie an der HafenCity Universität Hamburg. Lehre zu soziologischen Fragen der Stadtentwicklung und wissenschaftlichen Forschungsmethoden in den Studienprogrammen Stadtplanung und Urban Design. Forschung und Publikationen zu den Themen soziale Ungleichheit,(sub-)urbanes Wohnen, demographischer Wandel, Mobilität und Migration, (Un-)Sicherheit, Energie-effizienz, regionale Lebensmittelproduktion und Esskultur. Hat sie auch ein regulatorisches Element drin? Die Tätigkeiten des Hausmeisters sind in hohem Maße reguliert.
4. Alexa Färber ist Professorin für Stadtanthropologie/-ethnographie an der HafenCity Universität. Sie beschäftigt sich mit der Produktion von Stadtraum durch Alltagspraktiken wie Mobilität, Sparen, urbanes Imagineering und ethnisch-religiöse Repräsentation. Methodologisch-konzeptionel vertritt sie eine ethnographische Assemblageforschung des Urbanen, angelehnt an neuere Entwicklungen der Akteur Netzwerk-Theorie. Der Schwerpunkt ihrer Lehre liegt im B.A.-Studienprogramm Kultur der Metropole. In UD ist sie an der Lehre in den Projekten beteiligt und betreut die Thesis; darüber hinaus bietet sie in Kooperation mit Architektur, Stadtplanung und UD regelmäßig fächerübergreifende Veranstaltungen an.
5. Bernd Kniess ist Architekt und Stadtplaner. Seit 2008 ist er Professor für Städtebau und Urban Design an der HCU Hamburg, wo er das Master Programm Urban Design begründete. Sein Interesse gilt der Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Stadt, deren Planungsverständnis er diagrammatisch zu beschreiben und als Verfahrensweise in eine relationale Praxis als Verfahren zu überführen sucht. Er lehrt in den Urban Design und Urban Design Thesis Projekten, den Seminaren theoretisch-konzeptionelle Grundlagen, Methodologie, Diagrammatik und Interkulturelle Praxis. Von 2008-14 leitete er das Projekt ›Universität der Nachbarschaften‹ (UdN) und verantwortete dort die Entwicklung eines Projektcurriculums. In der Forschungsinitiative ›Low-Budget-Urbanity‹ initiierte er das Teilprojekt ›Baumarkt 2.0. Praktiken und Materialitäten des urbanen Selbstbaus und der Sparsamkeit‹. Seit 2009 ist er Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste.
6. Christopher Dell (Dr. habil.) ist Theoretiker und Komponist. Zur Zeit lehrt er als Professor für Theorie am Lehrstuhl Urban Design der Hafen-City Universität Hamburg. Eine Professur in dem Fach nahm er auch an der TU München war. Dell ist zudem Leiter des ifit, Institut für Improvisationstechnologie, Berlin. Im internationalen Kontext lehrte u.a. an der Architectural Association, London, der University of the Witwatersrand Johannesburg, der Columbia University New York und der Academie for Bouwkunst, Arnhem. Sein Interesse gilt Praxen und Organisationsverläufen der zeitgenössischen Stadt. In disziplinübergreifenden Arbeitskonstellationensucht er relationale Handlungsformen als Verfahren zu konzeptionalisieren und für Forschung und Gestaltung fruchtbar zu machen.
7. Benjamin Pohl war bis 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Lehr und Forschungsbereich Urban Design (UD) und

im Projekt Universität der Nachbarschaften (UdN). Er ist gelernter Industriemechaniker und hat Design, Fotografie und Film in Berlin studiert. Seit 2003 arbeitet er als freischaffender Bildgestalter. Im Kontext von UD und der UdN arbeitet er u.a. an performativen videografischen Methoden. Seine Forschungsinteressen liegen in der qualitativen Untersuchung von lokal eingebetteten ökonomischen Akteursnetzen, ihrer spezifischen Raumproduktion und der Veränderung der Arbeitswelten einer post-industriellen Gesellschaft. 2012 absolvierte er das interdisziplinäre Masterprogramm Urban Design, mit einer Arbeit zu räumlichen und ökonomischen Praktiken von Gastrounternehmern auf den Elbinseln, zusammen mit seinem Masterkollegen Hans Vollmer. Derzeit lebt und arbeitet er zwischen Berlin, Basel und Hamburg und begleitet UD als Lehrbeauftragter.

8. Benjamin Pohl war bis 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Lehr und Forschungsbereich Urban Design (UD) und im Projekt Universität der Nachbarschaften (UdN). Er ist gelernter Industriemechaniker und hat Design, Fotografie und Film in Berlin studiert. Seit 2003 arbeitet er als freischaffender Bildgestalter. Im Kontext von UD und der UdN arbeitet er u.a. an performativen videografischen Methoden. Seine Forschungsinteressen liegen in der qualitativen Untersuchung von lokal eingebetteten ökonomischen Akteursnetzen, ihrer spezifischen Raumproduktion und der Veränderung der Arbeitswelten einer post-industriellen Gesellschaft. 2012 absolvierte er das interdisziplinäre Masterprogramm Urban Design, mit einer Arbeit zu räumlichen und ökonomischen Praktiken von Gastrounternehmern auf den Elbinseln, zusammen mit seinem Masterkollegen Hans Vollmer. Derzeit lebt und arbeitet er zwischen Berlin, Basel und Hamburg und begleitet UD als Lehrbeauftragter.

Keyreadings

Vitruv De Architectura [Erstes Buch—Erstes Kapitel] Die Ausbildung des Baumeisters

10151714

Quid ſit Architectura, & de Architectis inſtituendis.

CAPVT PRIMVM.

ARCHITECTVRA, eſt ſcientia pluribus diſciplinis, & varijs eruditionibus ornata, cuius iudicio probantur omnia, quæ à cæteris artibus perficiuntur, opera. Ea naſcitur ex fabrica, & ratiocinatione. Fabrica, eſt continuata ac trita vſus meditatio, quæ manibus perficitur è materia cuiuſcunq; generis opus eſt, ad propoſitum deformationis. Ratiocinatio autem eſt, quæ res fabricatas ſolertia ac ratione proportionis demonſtrare atque explicare poteſt. Itaque Architecti, qui ſine literis contenderunt, ut manibus eſſent exercitati, non potuerunt efficere, ut haberent pro laboribus autoritatem. Qui autem ratiocinationibus & literis ſolis confiſi fuerunt, vmbram, non rem perſecuti videntur. At qui vtrunque perdidicerunt, (uti omnibus armis ornati) citius cum autoritate quod fuit propoſitum, ſunt aſſequuti. Cum in omnibus enim rebus, tum maxime etiam in Architectura hæc duo inſunt, quod ſignificatur, & quod ſignificat. Significatur propoſita res de qua dicitur. Hanc autem ſignificat, demonſtratio rationibus doctrinarum explicata. Quare videtur vtraque parte exercitatum eſſe debere, qui ſe Architectum profiteatur. Itaque eum & ingenioſum eſſe oportet, & ad diſciplinam docilem (neque enim ingenium ſine diſciplina, aut diſciplina ſine ingenio, perfectum artificem poteſt efficere) & vt literatus ſit, peritus graphidos, eruditus Geometria, & optices non ignarus, inſtructus Arithmetica, hiſtorias complures nouerit, Philoſophos diligenter audiuerit, Muſicam ſciuerit, Medicinæ non ſit ignarus, reſponſa Iuriſconſultorum nouerit, Aſtrologiam cœliq; rationes cognitas habeat. Quæ cur ita ſint, hæ ſunt cauſæ. Literas Architectum ſcire oportet, uti commentarijs memoriam firmiorem efficere poſsit. Deinde graphidos ſcientiam habere, quo facilius exemplaribus pictis, quam velit operis ſpeciem deformare, valeat. Geometria autem plura præſidia præſtat Architecturæ, & primum euthygrammis & circini tradit vſum, è quo maximè, facilius ædificiorum in areis expediuntur deſcriptiones, normarumq; & librationum & linearum directiones. Item per opticen, in ædificijs, à certis regionibus cœli, lumina recte ducuntur. Per arithmeticen, ſumptus ædificiorum conſummantur, menſurarum rationes explicantur, difficilesq; ſymmetriarum quæſtiones Geometricis rationibus & methodis inueniuntur. Hiſtorias autem plures nouiſſe oportet, quod multa

Vitruvius. 1552. De Architectura libri decem. Lugdunum.
http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10151714-6.

1. Das Wissen des Architekten umfasst in vielerlei Hinsicht wissenschaftliche und mannigfaltige elementare Kenntnisse. Seiner Prüfung und Beurteilung

unterliegen alle Werke, die von den übrigen Künsten geschaffen werden. Dieses Wissen erwächst aus fabrica (Handwerk) und ratiocinatio (geistiger Arbeit). Fabrica ist die fortgesetzte und immer wieder berufsmäßig überlegt geübte Ausübung einer praktischen Tätigkeit, die zum Ziel eine Formgebung hat, die mit den Händen aus dem Werkstoff, aus welchem das Werk jeweils besteht, durchgeführt wird. Ratiocinatio ist, was bei handwerklich hergestellten Dingen aufzeigen und deutlich machen kann, in welchem Verhältnis ihnen handwerkliche Geschicklichkeit und planvolle Berechnung innewohnt.

2. Daher konnten Architekten, die unter Verzicht auf wissenschaftliche Bildung bestrebt waren, nur mit den Händen geübt zu sein, nicht erreichen, dass sie über eine ihren Bemühungen entsprechende Meisterschaft verfügten. Die aber, die sich nur auf die Kenntnis der Berechnung symmetrischer Verhältnisse und wissenschaftliche Ausbildung verließen, scheinen lediglich einem Schatten, nicht der Sache nachgejagt zu sein. Die aber, die sich beides gründlich angeeignet haben, waren, da mit dem ganzen Rüstzeug ihres Berufes ausgestattet, schneller bei der Erreichung ihres Ziels.
3. Wie nämlich auf allen Gebieten, so gibt es ganz besonders auch in der Baukunst folgende zwei Dinge: Planungsziel und Planungsgrundlagen. Planungsziel ist der beabsichtigte Gegenstand, von dem man spricht. Diesen aber zielt an die mit wissenschaftlichen Methoden entwickelte Darstellung. Deshalb muss der, der sich als Architekt ausweisen will, in beidem geübt sein. Daher muss er begabt und fähig und bereit zu wissenschaftlich-theoretischer Schulung sein. Denn weder kann Begabung ohne Schulung noch Schulung ohne Begabung einen vollendeten Meister hervorbringen. Und er muss im schriftlichen Ausdruck gewandt, des Zeichenstiftes kundig, in der Geometrie ausgebildet sein, mancherlei geschichtliche Ereignisse kennen, fleißig Philosophen gehört haben, etwas von Musik verstehen, nicht unbewandert in der Heilkunde sein, juristische Entscheidungen kennen, Wissen über die Sterne und vom gesetzmäßigen Ablauf der Himmelserscheinungen besitzen.

Gottfried Semper: Die vier Elemente der Baukunst

V.

Die vier Elemente.

Hellenische Bildung konnte nur auf dem Humus vieler längst erstorbener und verwitterter früherer Zustände und fremder von Aufsen herübergetragener, in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht mehr verstandener Motive entstehen.

Gleich wie die Mythologie eine selbständige poetische Schöpfung des späteren Hellenenthumes ist, die uns im Homer und Hesiod zuerst geordnet entgegentritt, und die auf dem nicht mehr verstandenen und wiederum zur Fabel gewordenen Systeme einer philosophirenden Naturssymbolik emporblühte *), die ihrerseits wieder auf todten Ueberlieferungen von Thatsachen, fremden und uralt einheimischen Glaubensartikeln und Dichtungen gepflanzt gewesen war, wie aus diesem üppigen Boden die freie hellenische Götterpoesie sich entwand, eben so war die bildende Kunst, als Illustration der ersteren, auf den Trümmern älterer, einheimischer und eingeführter, ihrer Wurzeln beraubter Motive hervorgeschossen.

*) Hermann, mythologia Graecorum antiquissima opusc. Vol. II.

Semper, Gottfried (1851): Die vier Elemente der Baukunst. Vieweg.

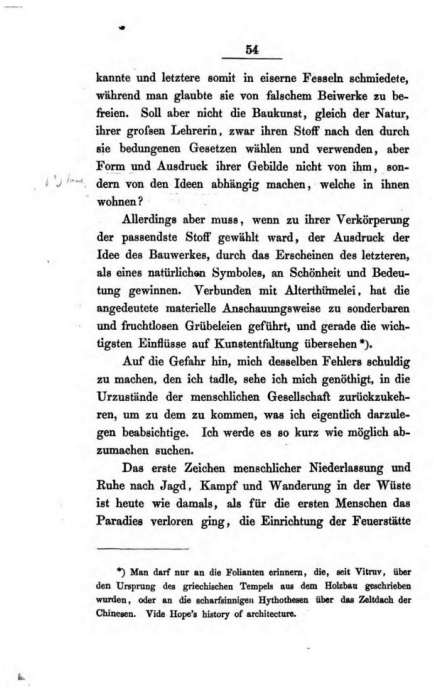
Wie es nun kommen mochte, ob die herrlichen Länder Kleinasiens und Griechenlands noch mit jenen Erdmächten zu ringen hatten (deren gewaltige Spuren dort von ihrer bis in spätere Perioden fortdauernden Thätigkeit zeugen), während in den Ebenen Assyriens und Aegyptens schon dichte Bevölkerungen sich zu Staaten geordnet hatten, oder ob der sie bedeckende Humus, die Ueberreste so vieler alter uns unbekannter Culturzustände, die sich dort finden, gerade Zeugniss dafür ablegen, dass sie eines der frühesten Sitze des Menschengeschlechtes *) und der successive Kampfpreis begehrender Eindringlinge waren, — die Thatsache steht fest, dass die verschiedensten Bestandtheile älterer Civilisationszustände sich hier durchkreuzten und ablagerten, die in einer grofsen Volksmetamorphose aus dem sedimentären Zustande (wie parischer Marmor) zu krystallklarer Selbstständigkeit zusammenschossen.

Dennoch lassen sich die ursprünglichen Bestandtheile erkennen, und es ist nothwendig, sie zu verfolgen, um zu dem Verständnisse gewisser Erscheinungen in der griechischen Kunst zu gelangen, die uns wegen des unserer Anschauung entzogenen Gesammtbildes aus letzterem leider nicht mehr erklärlich sind und ihm zu widersprechen scheinen.

Man hat in alten und neuen Zeiten sehr oft die architektonische Formenwelt vornehmlich als von dem Stoffe bedungen und aus ihm hervorgehend dargestellt, indem man die Construction als das Wesen der Baukunst er-

*) Dies war, nach Herodot, selbst von den auf ihr Alter stolzen Aegyptern geglaubt.

Semper, Gottfried (1851): Die vier Elemente der Baukunst. Vieweg.



54

kannte und letztere somit in eiserne Fesseln schmiedete, während man glaubte sie von falschem Beiwerke zu befreien. Soll aber nicht die Baukunst, gleich der Natur, ihrer grofsen Lehrerin, zwar ihren Stoff nach den durch sie bedungenen Gesetzen wählen und verwenden, aber Form und Ausdruck ihrer Gebilde nicht von ihm, sondern von den Ideen abhängig machen, welche in ihnen wohnen?

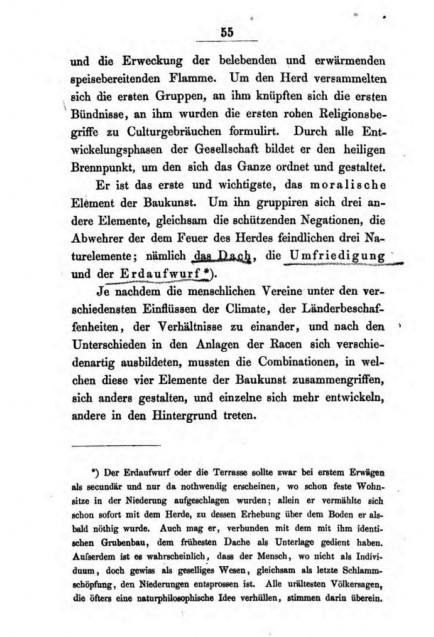
Allerdings aber muss, wenn zu ihrer Verkörperung der passendste Stoff gewählt ward, der Ausdruck der Idee des Bauwerkes, durch das Erscheinen des letzteren, als eines natürlichen Symboles, an Schönheit und Bedeutung gewinnen. Verbunden mit Alterthümelei, hat die angedeutete materielle Anschauungsweise zu sonderbaren und fruchtlosen Grübeleien geführt, und gerade die wichtigsten Einflüsse auf Kunstentfaltung übersehen*).

Auf die Gefahr hin, mich desselben Fehlers schuldig zu machen, den ich tadle, sehe ich mich genöthigt, in die Urzustände der menschlichen Gesellschaft zurückzukehren, um zu dem zu kommen, was ich eigentlich darzulegen beabsichtige. Ich werde es so kurz wie möglich abzumachen suchen.

Das erste Zeichen menschlicher Niederlassung und Ruhe nach Jagd, Kampf und Wanderung in der Wüste ist heute wie damals, als für die ersten Menschen das Paradies verloren ging, die Einrichtung der Feuerstätte

*) Man darf nur an die Folianten erinnern, die, seit Vitruv, über den Ursprung des griechischen Tempels aus dem Holzbau geschrieben wurden, oder an die scharfsinnigen Hythothesen über das Zeltdach der Chinesen. Vide Hope's history of architecture.

Semper, Gottfried (1851): Die vier Elemente der Baukunst. Vieweg.



55

und die Erweckung der belebenden und erwärmenden speisebereitenden Flamme. Um den Herd versammelten sich die ersten Gruppen, an ihm knüpften sich die ersten Bündnisse, an ihm wurden die ersten rohen Religionsbegriffe zu Culturgebräuchen formulirt. Durch alle Entwickelungsphasen der Gesellschaft bildet er den heiligen Brennpunkt, um den sich das Ganze ordnet und gestaltet.

Er ist das erste und wichtigste, das moralische Element der Baukunst. Um ihn gruppiren sich drei andere Elemente, gleichsam die schützenden Negationen, die Abwehrer der dem Feuer des Herdes feindlichen drei Naturelemente; nämlich das Dach, die Umfriedigung und der Erdaufwurf*).

Je nachdem die menschlichen Vereine unter den verschiedensten Einflüssen der Climate, der Länderbeschaffenheiten, der Verhältnisse zu einander, und nach den Unterschieden in den Anlagen der Racen sich verschiedenartig ausbildeten, mussten die Combinationen, in welchen diese vier Elemente der Baukunst zusammengriffen, sich anders gestalten, und einzelne sich mehr entwickeln, andere in den Hintergrund treten.

*) Der Erdaufwurf oder die Terrasse sollte zwar bei erstem Erwägen als secundär und nur da nothwendig erscheinen, wo schon feste Wohnsitze in der Niederung aufgeschlagen wurden; allein er vermählte sich schon sofort mit dem Herde, zu dessen Erhebung über dem Boden er alsbald nöthig wurde. Auch mag er, verbunden mit dem mit ihm identischen Grubenbau, dem frühesten Dache als Unterlage gedient haben. Aufserdem ist es wahrscheinlich, dass der Mensch, wo nicht als Individuum, doch gewiss als geselliges Wesen, gleichsam als letzte Schlammschöpfung, den Niederungen entsprossen ist. Alle urältesten Völkersagen, die öfters eine naturphilosophische Idee verhüllen, stimmen darin überein.

Semper, Gottfried (1851): Die vier Elemente der Baukunst. Vieweg.

Keller Easterling: The Action is the Form



The Action is the Form

»...tools only exist in relation to the intermingling they make possible or that make them possible.« [1]

Infrastructural space is, as the word suggests, customarily regarded as a hidden substrate – the binding medium or current between objects of positive consequence, shape and law, yet it is also the point of contact and access, the spatial outcropping of underlying laws and logics. The pools of microwaves that bounce from satellites or the thickening tangles of fiber optic submarine cable that lie on the bottom of the ocean, however invisible, nevertheless materialize in everything from atomized swarms of electronic devices to building materials and fixtures of urban public space. Moreover, some infrastructural formulations seem to make manifest and press into view a hyperbolic cartoon of their abstract technical and economic logics. Repeatable formulas for spatial products like resorts, malls, IT campuses or free zones manifest in gigantic world city formations. The building enclosures typically considered to be geometrical, formal objects receiving transportation, communication and utility networks have themselves become infrastructural – physical, spatial media and technologies moving around the world as repeatable phenomena. No longer simply what is hidden or beneath another urban structure, many infrastructures are the urban formula, the very parameters of global urbanism.

With minds trained to name and declare, we parse the world with a nominative habit of mind in which nouns are things that can be known and verbs are things that move. Digital architecture, a function of processes, protocols and topologies, is just the most recent mode of exchange to rehearse a currency in shared processes. Yet, while these tune the imagination to the infinitive rather than the nominative, the discipline of architecture still maintains its primary currency in singular durable objects that can be framed and represented. Even in a broader culture, it is likely that most do not look at a concrete highway system and perceive agency. Agency in networks might only be assigned to the moving cars on the road, the electrical impulses in the fiber or the swooshing sound of the sent email. Things that are not moving or expressing their dynamism in some way are not active. They are not *doing* anything. Borrowing from Marshall McLuhan, the nominative and kinetic both act as the »juicy piece of meat carried by the burglar to distract the watchdog of the mind.« [2] They obstruct an understanding that the action is the form.

For architecture and urbanism, as for many schools of thought, the distinction between understanding form as object and form as action is something like the philosopher Gilbert Ryle's distinction between »knowing that« and »knowing how.« He provides a clown's performance as an example. »Knowing how,« like knowing how to be funny, is not something that can be declared or named or reified as an object or event. It is for Ryle, »dispositional« (Ryle 1949, pp. 27–32, 43, 89, 116, 119–120). Ryle enjoys the ways in which dispositional expressions thrive in common parlance and are used as a way of describing an unfolding relationship of potential, relative position, tendency, temperament or property in either beings or objects. Francois Jullien has given the example of a round ball and an inclined plane as situations possessing disposition – the potentials of a situation, as they are associated with factors including geometry and position among many other things (Jullien 1995, S. 29). But the ball does not have to move or roll down the hill to possess this disposition. Disposition is composed of sequential action. Ryle emphasizes the latency and indeterminacy of this dispositional action in both human and non-human subjects. A person has the capacity or tendency to sing or smoke. A dog can swim. Rubber loses its elasticity. Glass is brittle. A clown is funny. In this way, Ryle demonstrates that seemingly inert objects are actors possessing agency. They are doing something. He finds great sport in noting that while we work with dispositional expressions in everyday speech, in some logical systems this latent activity is treated as a fuzzy imponderable or an occult agency in »a sort of limbo world.« (Ryle 1949, S. 119c120)

Infrastructure, whether composed of digital, building or urban components is dispositional. It is made of action just as much as it is made of concrete, bits, cables or CPUs. It does not constitute an event, but must rather be observed over time as a potentiality, capacity, ability, or tendency. Its activity is not reliant on movement but rather on unfolding relationships inherent in its arrangement. Designing infrastructure is designing action. The contemplation of disposition tutors these artistic faculties, unused in some disciplines and a staple in others. With highly developed discourses to treat object, content, outline and nominative, architecture and urbanism remain under-rehearsed in making action, medium, relation, or infinitive and may even regard the possibility of active form as oxymoronic.

If making action were not a recognized artistic faculty, one would need to inform the clown in Ryle's example. Indeed, the transposition from the nomi-

1
Gilles Deleuze and Félix Guattari, *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia* (London: Athlone Press, 1988). Quoted in Nigel Thrift, *Spatial Formations* (London: Sage Publications, 1996), p. 264.

2
Marshall McLuhan: Understanding Media: The Extensions of Man (New York: McGraw-Hill; London: Routledge & Kegan Paul, 1964, 2001), 19. The quotation: »For the »content« of the medium is like the juicy piece of meat carried by the burglar to distract the watchdog of the mind.«

Keller Easterling The action is the form

029



native to the active that requires so much ideation and analysis in some schools of thought, like design, is a completely ordinary or practical matter in some other disciplines like theater. Working up to their elbows in the construction of dispositional action, those in the theater come very close to handling action as an essential raw material. An actor adheres to an explicit script, but the scripted words are considered only to be traces or artifacts that provide hints of an underlying action. An actor constructs a scene as a string of sequenced actions. Often it is that action that is the meaning or information conveyed. Actors rarely deal with nominative or descriptive expressions – states of being or mood. One cannot play *mother*, for instance. Because it is fixed and nominative, this is usually a bad performance that lessens the possibility of listening to and interacting with other performers – a form of over articulation known as »indicating.« Theatrical techniques often privilege active expressions. The director asks the actor, »What are you doing?« Letting a vivid action carry the words rather than the other way around is a relatively durable technique. It is the action or driving intent that is leading the performance – not movement, gestures, blocking or choreography. Since motherhood is an abstraction, an actor would play not *mother* but rather *smothering a child*. Not the text, but the action, is the real carrier of information.

The notion that social and technical or socio-technical networks like infrastructure are *performing* is one that Bruno Latour has long posited in his renovation of social »sciences« (Latour 2005, pp. 3, 8–9, 10–11). Both Ryle and Latour enjoy holding up the artifacts that do not fit into the box or the butterflies not pinned to the board. While many of those studying socio-technical networks were focused on the way social constructs shaped technology, Latour's more radical inquiry considers not only humans, but also technologies as actors. For instance, highways, the electrical grid or a computer are active non-human agents influencing the desires of social networks that reciprocally shape them. Rather than *placeholders* that reinforce existing assumptions, things, whether they are human or non-human, have agency; they are actively »doing something« (Latour 2005, p. 46). Latour calls attention to an unfolding trajectory of activities between humans and nonhumans that is harder to fix. Action, he writes, is »dislocated« or indeterminate. It is »borrowed, distributed, suggested, influence dominated, betrayed, translated.« To study social networks is to continually »follow the actors« (Latour 2005, pp. 46, 59). Latour writes: »It is not by accident that this expression, like that of ›person‹, comes from the stage.…To use the word ›actor‹ means that it's never clear who and what is acting when we act since an actor on stage is never alone in acting. Play-acting puts us immediately into a thick imbroglio where the question of who is carrying out the action has become unfathomable.« (Latour 2005, p. 46)

If infrastructural organizations are performing, what are they doing? If their performance is indeterminate, how are they designed? As impossible as these concepts may seem within some disciplinary logics, contemplating dispositional activity opens onto a fresh field of endeavor. For designers and urbanities, such a contemplation redoubles our form-making capacities to include active forms – spatial agents or actors that shape not only the objects, but the way the object plays – what the object is doing. They condition material and immaterial parameters, aesthetic practices and political trajectories. For instance, active forms may describe the way that some alteration performs within a group, multiplies across a field, reconditions a population or generates a network. They may be not only physical objects or contagion, but also topologies or organizational properties within a spatial field. The designer of active forms is designing the delta or the means by which the organization changes – not the field in its entirety, but the way it is inflected, the dispositions immanent within its organization. So, while perhaps intensely involved with material and geometry, active forms are inclusive of, but not limited to, enclosure and may move beyond the conventional architectural site. Active forms are not at odds with, but rather propel, expand, (even rescue) form as object. As they may ride larger organizations, they offer additional modes of authorship with time-released powers and cascading effects.

While perhaps initially obscure, the idea that static objects and organizations have agency is only a discovery of something we knew all along, just like we know there is no way to answer the question, »What is funny?« The urban environment grows or changes because of active forms within it, whether they be contagions or topologies. For instance, an elevator, spatial product, law, real estate wrinkle, financial formula, network topology, material imperative, or persuasion may be an active form within the city. They may be designed with immaterial parameters that may only have eventual material consequence. It is of little consequence to alter one house in a suburban field, but it is very effective to design a real estate protocol that is contagious within it. It is relatively meaningless to attempt to represent a process like the Internet, but very meaningful to author active forms that ride that network. Similarly, one cannot design diversity in a city by crafting variability in its individual components, but one can design an urban infrastructure from both geometry and relationship that continues to generate diversity, and is reliant on both the shape of physical form and the scripts that govern their use and growth. These combinations of form and protocol are tools for adjusting organizational constitution, and they are capable of rendering mixtures that are, for instance, homogenous, heterogeneous, monopolistic, oligarchic, open, resilient or recursive.

Gregory Bateson's adventurous thinking, taken together with that of Ryle and Latour, further delineates how one might begin to inflect political disposition and even temperament immanent in organization. Just as Ryle and Latour see no separation between human and non-human actors, Bateson addresses a world made of everything, not a world subdivided into the subjects of different sciences. He speculates about activity embedded in organizations made of individuals or sounds or circuits or neurons. As a cybernetician, Bateson characterizes information as a universal unit or elementary particle. »Information is a difference

030

derive No 40/41, Understanding Stadtforschung — 10 jahre dérive

Easterling, Keller (2010): The Action is the Form. Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 40/41: 29–31.

Easterling, Keller (2010): The Action is the Form. Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 40/41: 29–31.



that makes a difference,« he famously wrote (Bateson [1972] 2000, pp. 381, 462, 315, 272, 21). Objects as well as actions are not anthropomorphized as little selves that possess mood and intentionality, but the degree to which they »make a difference« in the world constitutes influence, intention or *information*.

Information shapes morphology and organization in biological or machinic, human or non-human, systems. Assessing any group – electronic circuits, nations, tribes from New Guinea or Alcoholics Anonymous meetings – with this cybernetic epistemology, Bateson could also transpose sociological assessments of tension and violence to organizations of inanimate objects. Where Ryle describes disposition as inherent properties (e.g. glass that is brittle), Bateson can naturally extend an understanding of disposition to include behaviors inherent in groups. He speculated about the violence inherent in binaries, the way in which that violence might escalate as the binaries become more symmetrical, and the way in which it might be relieved by reciprocal or cooperative activity among multiple power centers. Bateson linked information flow in organizations to dispositions of productivity, stability, violence and collapse. In the competitive or destructive states, the flow of information collapses, whereas in more balanced arrangements information is more easily exchanged. Setting aside some holistic conclusions and codifications of cybernetics, Bateson's simple speculations foster an understanding of stability, tension, violence, aggression, interdependence or competition that are literally immanent in urban organizations.

Again, while it might seem odd to speculate that non-human organizations have temperament over and above the human agency within them, the idea finally only returns to something we already know. A term like disposition perhaps only brings the familiar into focus. For instance, two warring factions marching towards each other are symmetrically arranged in a way that fuels violence. An underground mafia organized as a hub and spoke organization fosters secrecy because of limited contact to administrative decisions. A television or radio organization of mass media similarly has a hub and spoke organization very different from contemporary networks of computation. A skyscraper organizes sequential movement not unlike aerial computing. A mat building with multiple points of entry is something like its parallel computing counterpart. A telecom locates its underground fiber optic cable in relation to only one segment of the population, and it operates as a monopoly. In each of these examples, the active forms or directions for activity have a substrate of geometry or arrangement that shapes the disposition of the organization. Each of these topologies or relative power positions possesses a quotient of, for instance, violence, resilience, competition, potency or closure.

The contemplation of disposition also tutors political faculties. The most powerful players have the capacity to make infrastructure, but equally important, infrastructure can escape nominative designations or documented events. As action, it can remain undeclared and disruptant, and, as medium, it can determine what survives. Different from the politics that names and squares off against every opponent or tries to kill every weed in the field, the indeterminate dispositional space of infrastructure may neutralize or adjust by changing the chemistry of the soil. The broad foundational transformations of infrastructure change, like sea changes or changes to an operating system, offer a special political instrumentality that may preclude the fight. While those political traditions that call for inversions and revolutions often call for the absolute annihilation of the preceding system, lateral techniques of dissensus work on the ongoing recondi tioning of a spatio-political climate. All of this is possible in an active register that resists fixed meaning.

On the other side of an altered habit of mind are artistic and political faculties for manipulating the agency immanent in objects and organizations. They present an underexploited territory where the action is the form.

Literature

Ryle, Gilbert (1949): *The Concept of Mind*. Chicago: University of Chicago Press.
Jullien, Francois (1995): *The Propensity of Things: Toward a History of Efficacy in China*. New York: Zone Books.
Latour, Bruno (2005): *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network Theory*. Oxford: Oxford University Press.
Bateson, Gregory ([1972] 2000): *Steps to an Ecology of Mind*. Chicago: University of Chicago Press.

Easterling, Keller (2010): The Action is the Form. Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung 40/41: 29–31.

Urban Transformations 2

Replaying the Unstable. Improvisation als urbane Praxis.

Heute wissen wir: Stadt entsteht und besteht—auch als gebaute Umwelt—aus Handlung, die in sozio-materiale Kollektive eingebettet ist. Daran schließt ein Verständnis an, das den Raum als alltäglich ko-produziert begreift. Nicht mehr die Frage ›Was bedeutet Stadt?‹ steht heute im Mittelpunkt des stadttheoretischen Diskurses, sondern die Frage nach der Performativität: ›Was macht Stadt?‹ Das hängt mit den neuen stadtpolitischen Fragestellungen zusammen: Wie können wir angesichts der Unplanbarkeit von Stadt vom Reagieren zum Interagieren kommen? Wie lassen sich urbane Lebenswelten nicht mehr de-, sondern performierend fassen? Im Verlaufe dessen ändert sich auch der Blick aufs Handeln selbst. Wenn einzusehen ist, wie Stadt handelt, kann, wie Bruno Latour bemerkt, Handeln nicht mehr a priori auf das beschränkt werden, »was Menschen ›intentional‹, ›mit Sinn‹ tun.« Um das Urbane als Prozess zu lesen bedarf es vielmehr eines neuen Handlungsmodells. Wir schlagen den Begriff der Improvisation vor—nicht als Notlösung, sondern als Prinzip des Schaffens von und Orientierens in transformatorischen Seinsformen urbaner Nutzer, um daraus eine Technologie der Improvisation als urbane Praxis im 21. Jahrhundert zu entfalten.



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



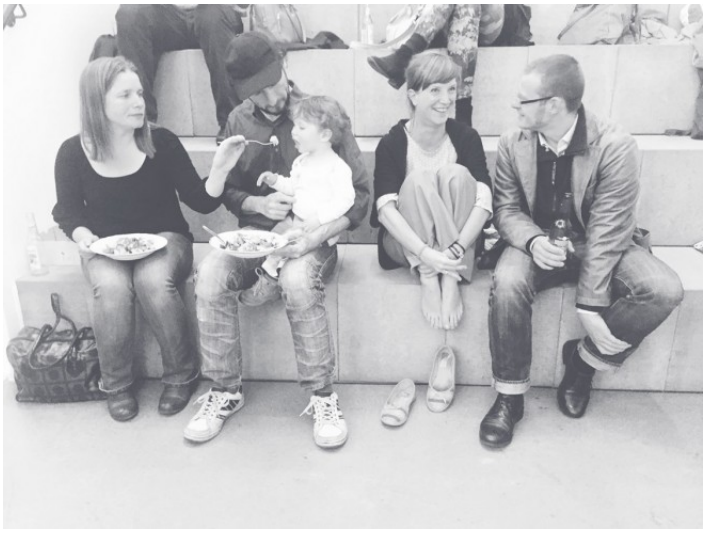
Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG



Urban Transformations II - Book release Tabea Michaelis: SHOWTIME WILHELMSBURG

Impressum

Wurfsendung
Herausgegeben vom Lehr- und Forschungsbereich
Urban Design HafenCity Universität Hamburg
ud.hcu-hamburg.de

Redaktion:
Dominique Peck
Bernd Kniess

Lektorat:
Friederike Schröder
Anna Richter

Dank an:
Ingrid Breckner, Keller Easterling, Dérive Zeitschrift für Stadtforschung, Christopher Dell, Frédéric Druot, Alexa Färber, Anne
Lacaton, Benjamin Pohl, Julia Strohwald, Robert Stürzl, Jean-Philippe Vassal, Vera Vorreiter, Dorothea Wirwall

Gestaltung:
Laslo Strong